

Vernissage Elisabetha Günthardt/Camera obscura IG Halle Rapperswil, 25.02.2005

Einführung von Ludwig Hasler

Ich stehe hier im Zwiespalt der Erwartungen. Peter Röllin gibt mir knappe sieben Minuten; das sei so üblich hier. Elisabetha Günthardt will, dass ich drei Stunden durchhalte; sonst werde nichts aus dem Bild, das in dieser Zeit mit uns allen entsteht. So pendle ich mich halt irgendwo dazwischen ein.

Alles Wesentliche zur Camera Obscura hat Peter Röllin, der Fachmann, soeben erwähnt: Platos Höhlengleichnis, die Hölle, die wunderliche Dialektik von Dunkel und Licht, das Spiel der Perspektive... So kann ich, der Laie, mich gleich beschränken auf meine höchst subjektive Erfahrung, von jenem kalten Januartag berichten, als ich im Garten sass, vor mir die gelöcherte Büchse, über mir der schneidende Himmel. Siebeneinhalb Minuten musste ich verharren, erstarren, mucksmäuschenstill. Wir sind es gewohnt, dass Fotografie das flüchtige Ereignis fest hält; weshalb wir uns vor der Kamera so putzmunter aufführen. Die Büchsenfrau kehrt das Verhältnis um, sie verflüchtigt das Flüchtige, sie hält die Zeit nicht an, sie übersieht alles Zeitweilige. Was um mich herum sich bewegte – Schneeflocken, Amseln, Passanten –, das war und bleibt für die Lochkamera Luft. Einzig das vergleichsweise Beständige nahm und nimmt sie wahr: den Feigenbaum (20-jährig), mich (60), das Haus (100). Diese komische Büchse macht mich zur Mumie, dachte ich – und erhole mich davon erst, seit drei interessante Frauen darauf bestehen, einen Abzug zu kriegen.

Kennen Sie das berühmte Daguerreotyp „Boulevard du Temple“? Die erste Fotografie, auf der eine menschliche Gestalt erscheint. Sie zeigt den Boulevard du Temple, wie Monsieur Daguerre ihn vom Fenster seines Studios sah – zur Hauptverkehrszeit; es muss nur so gewimmelt haben von Leuten und Wagen, und dennoch sieht man von der urbanen Betriebsamkeit absolut nichts, weil der Apparat eine so enorm lange Beleuchtungszeit brauchte. Nichts, ausser eine kleine schwarze schemenhafte Gestalt auf dem Gehsteig, links unten im Bild. Da steht ein Mensch und lässt sich die Stiefel polieren. Eine Verrichtung, bei der ziemlich lange in der derselben Position verharrt, wer für sein Geld etwas haben will.

Das Foto ist hundertfach interpretiert. Die waghalsigste Deutung liefert Giorgio Agamben, der aktuelle italienische Starphilosoph. Der glaubt allen Ernstes, in dem Foto das Bild des Jüngsten Gerichts zu erkennen. Und im Fotoapparat den Engel dieses Jüngsten Gerichts. Den Engel, der über den Menschen und sein Leben richtet, ihn erfasst, ergreift, verewigt – und dies in der banalsten, alltäglichsten Gebärde des Stiefelputzens.

Sie werden vielleicht sagen: Typisch Philosoph, muss aus allem einen allerletzten Sinn herauspressen. Dachte ich auch – bis Elisabetha Günthardt mich in Zollikon heimsuchte, als leibhaftiger Engel meines Jüngsten Gerichts. Sie duldet keine Widerrede, wie sie mich aus dem Haus holte, mich dem obskuren Auge des Gerichts aussetzte, da wirkte sie, als wäre sie in höherem Auftrag unterwegs. Ich kam mir vor wie in Kafkas anonymem Gericht, ohne

Anklage, ohne Gelegenheit, mich zu verteidigen, nicht einmal rühren durfte ich mich, den Blick nicht schweifen lassen, reden schon gar nicht. Es war das Ende meiner Möglichkeiten. Ich war, der ich bin. Siebeneinhalb Minuten lang, subjektiv eine Ewigkeit, war Schluss mit Freiheit, Schluss mit Wollen, Schluss mit Vorstellen. Ich wusste: Was ich in meinem Leben versäumt habe, bleibt versäumt, jetzt zählt einzig, was ich getan habe. Ausflüchte zwecklos. Ich sah mich gestellt, keine Chance, mich zu verstellen, siebeneinhalb Minuten schafft das keiner, und wer es dennoch versucht, findet sich verwackelt wieder auf dem Bild, zerfahren, gesichtslos. So fühlt man sich vor dem Jüngsten Gericht.

Woran liegt das? Schlicht daran, dass hinter dieser Kamera niemand steht. Niemand sieht mich, niemand will etwas von mir. Da ist nur das Loch. Es deutet nicht, urteilt nicht. Und doch fühle ich mich beurteilt. Die Absenz des Blickes wirft mich auf mich selbst zurück. Ich bin, der ich war. Reines Faktum. Eingedampft auf mein bisschen Hasler-Essenz.

So war das, draussen im Garten. Sehe ich heute auf das Porträt, springt mich das Endzeitliche noch immer an, doch zunehmend mischt sich etwas Morgengrauenhaftes hinein. Eine Stimmung, wie wenn ich ausnahmsweise frühmorgens wach bin, vor Sonnenaufgang, bevor die Vögel ihren Gesang anstimmen. Die Welt vor Betriebsbeginn, nichts regt sich, das Nichts regt sich, ich, sonst nichts, hellwach, so ernsthaft wie nie sonst.

So nehme ich diese Fotografie wahr: als Stunde des existenziellen Erwachens. Als Zeit vor der Zeit, wo der Mensch, im Stich gelassen von äusseren Haltungen, erkennt: Ich bin nicht, ich habe zu sein. Ich bin kein Feigenbaum, von selbst bin ich nichts, ich gehöre zur Gattung der Zweibeiner, bin ein Möglichkeitswesen, dazu habe ich eine Zeitlang Zeit, dann ist Schluss.

Es ist dieses Hin und Her von Schlusspunkt (Jüngstes Gericht) und Nullpunkt (Morgendämmerung), das mich im Porträt anspricht. Die totale Ereignislosigkeit bringt in die Spannung von Endzeit und Jetztzeit, Schluss mit Möglichkeit – und Entschluss zur Möglichkeit. So passiert anschaulich, was die Existenzphilosophie begrifflich uns immer schon lehrte: Der Mensch, dieses kosmisch vereinsamte Tier, packt seine Existenz nur, wenn ihm das Nichts um die Ohren braust. Jean-Paul Sartre sprach ausdrücklich vom „Loch“. Er dachte nicht an die Lochkamera. Doch siehe da: Das Loch in Günthardts Büchse funktioniert wie das Nichts in seiner Dialektik von „L’Etre et le Néant“.

Nicht nur auf die Existenz des Menschen bezogen. Auch mit Blick auf die Dinge. Im Alltag sind wir mit den Dingen verbandelt, wir brauchen sie, nutzen sie, besorgen sie. Ausserhalb der Verwendungszusammenhänge kommen sie gar nicht vor, sehen wir sie nicht. Erst in der Blicklosigkeit der Lochkamera dürfen sie aufatmen, dürfen einmal sein, was sie sozusagen für sich sind, losgelöst vom menschlich-absichtlichen Blick. Das Loch ist nichts, also kann es gar nichts wollen, es ist nicht einmal ein Eingang, es führt ja nirgendwohin, ist nichts als Leere und gibt eben darum allem die Chance zu sein.

Die Welt im Stillstand des Willens: das pure Gegenteil zur „Welt im Sucher“, wie wir sie von der traditionellen Fotografie kennen; der schärfste Kontrast zu einer Manipulierwelt, wie die Digitalfotografie sie uns eröffnet. Die Camera obscura verfolgt nichts, richtet nichts zu. Sie lässt, weil sie selber nichts ist, alles andere sein.

Elisabetha Günthardts „Objektvarianten“ (die Schere, die Banane, das Spielzeugauto) erinnern mich mehr an Malerei denn an Fotografie. Namentlich an den späten Paul Cézanne. Der wollte die Dinge aus der gesellschaftlich eingespielten Einheitsperspektive lösen – und gleichzeitig den Betrachter aus seiner individuellen Befangenheit. Cézanne gelang dies, indem er fortwährend den Blickwinkel auf sein „Objekt“ wechselte, jedes Mal eine eigentümliche Beziehung von Kräften und Intensitäten entdeckte, die er schliesslich zu einer neuen Einheit komponierte. So entstanden Werke aus allen Perspektiven – und aus keiner: eine Welt diesseits der Koordinaten von Figur/Grund, Zentrum/Peripherie, nah/fern, eine Wirklichkeit ohne Horizont und Standpunkte.

Ganz ähnlich wirken Günthardts Bilder. Cézanne lehnte es ab, die Dinge „ins Auge zu fassen“, er träumte davon, selber „ein Auge in den Dingen“ zu sein, ein Auge, in dem die Dinge sich selber sehen. Ist die Lochkamera solch ein Auge? Dank ihrer absoluten Selbstlosigkeit lässt sie die Dinge machen, was sie wollen. Die Bilder, die sich so ereignen, sind reine Selbstdarstellung der Dinge.

Selbstdarstellung ist etwas ganz anderes als Objektivität. Noch die strengste Objektivität ist vermittelt durch ein Subjekt. Da das Loch in der BÜchse aber rein gar nichts Subjekthaftes hat, begegnen ihm die Dinge nicht als Objekte, sie begegnen ihm überhaupt nicht, sie führen ihren Tanz nicht vor der Kamera auf, sondern für sich. Und wie sie tanzen! Die Eisenbahnschiene wächst zum Schienenwurm, der Rapperswiler See-Steg bläht sich zum Göttersitz auf, der Verkehrskreisel macht Schluss mit dem automobilen Dauergekarre und wird zur buddhistischen Insel ... Lauter Dinge mit ungeahntem Eigenleben.

So hebt diese Fotografie das Ding als kompaktes Gegenüber auf, holt uns Betrachter aus unseren punktuellen Standorten – und bringt beide in eine Dynamik, die unsere Routinen im Verkehr zwischen „Subjekt“ und „Objekt“ ausser Kraft setzen. Und an all dem schuld ist allein das Nichts in der BÜchse.

Geehrte Damen, geschätzte Herren, bis hierher haben Sie sich perfekt verhalten; die BÜchsenfrau wird sich freuen. Falls Ihnen überdies das eine oder andere sogar eingeleuchtet hat, wird es Ihnen nichts ausmachen, die restlichen zweieinhalb Stunden bewegungslos auszuharren, bis Ihr Bild in der BÜchse ist.